

In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 107.

Posen, den 10. Mai 1928.

2. Jahrg.

Copyright 1928 by Art. Institut Orell Füssli, Zürich, Leipzig.

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibáñez.

(Einzige berechtigte Uebersetzung von Otto Albrecht
van Bebber.)

18. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Als er sie eines Nachmittags in einer weicheren Stimmung antraf, hielt er den Moment für günstig, sie nach ihrer Vergangenheit zu fragen — nach diesen Prinzen und Königen, die in ihrem Leben eine Rolle gespielt haben sollten.

Ein kalter Blick war die Antwort.

„Was geht's dich an? Bist du vielleicht eifersüchtig? . . . Und wenn es wahr wäre, was dann?“

Lange Zeit blieb sie stumm, den leeren Ausdruck in den Augen, der bei ihr stets der Vorboten eines absurd Gedankens war.

„Du mußt die Frauen geschlagen haben, leugne nicht!“ sagte sie endlich, ihn neugierig ansehend. „Das interessiert mich außerordentlich . . . Nicht deine Carmen, — ich weiß, daß sie sehr gut ist — aber all diese anderen Frauen, mit denen ihr Toreros verfehlt . . . Welber, die je mehr man sie schlägt, desto heftiger lieben. Nein? Du hast wirklich nie geschlagen?“

Gallardo protestierte mit der Würde des hochherzigen Mannes, der sich an Schwächeren nicht vergreift. Enttäuscht hörte Donja Sol zu.

„Eines Tages mußt du mich schlagen. Ich will wissen, wie das tut,“ bestimmte sie. Doch dann verfinsterte sich ihre Miene, die Augenbrauen bildeten eine Linie, und die goldenen Pünktchen in ihren Pupillen sprühten Feuer. „Nein, meine Bestie, versuch es lieber nicht. Du würdest dabei verlieren.“

Ein nur zu gerechtfertigter Rat, an den Gallardo Gelegenheit hatte, sich zu erinnern. In einer vertraulichen Stunde genügte eine etwas verbe Liebkosung seiner harten Hände, um die Wut der Frau zu erweichen, die den Mann an sich zog und gleichzeitig häufte.

„Nimm!“ Und ihre rechte Faust hielt mit der Sicherheit eines Boxers von unten herauf gegen seine Kinnlade.

Schmerz und Scham kämpften in Gallardo, während die Dame — vielleicht in einem Gefühl für das Unzeitgemäße ihres Angriffs — etwas unsicher erklärte: „Das möge dir eine Lehre sein. Ich weiß, wie ihr seid, ihr Toreros. Läßt mich mir einmal etwas gefallen, dann würdest du mich alle Tage wie ein Zigeuner-mädchen von Triana behandeln . . . Das tat not. Man muß Distanz wahren.“

An einem warmen Frühlingsabend lamen beide von einer Weide des Marquis zurück, wo man eine Reihe von Jungstieren erprobte hatte. Die Kavallade folgte der Chaussee, doch Donja Sol lenkte, von dem Espada begleitet, auf die angrenzenden Wiesen, deren weiche Grasnarbe den Hufschlag der Pferde unhörbar mache.

Die untergehende Sonne färbte die grüne, mit weißen und gelben Blumen bestreute Ebene sonst karmesin. Pferde und Reiter warfen lange, schwäle

Schatten, und die dunkle Linie der geschulterten Garrochas verlor sich riesengroß am Horizont. Vor ihnen lag der Purpurschein einer fernnen Feuersbrunst, zu ihrer Seite blühte der Guadalquivir wie rötlicher Stahl.

Donja Sol blickte Gallardo mit befahlenden Augen an.

„Leg' deinen Arm um meine Hüfte!“

Der Espada gehorchte, und die Dame betrachtete entzückt die verschmolzenen Schatten auf dem maglichen Licht der Wiese.

„Als lebten wir in einer anderen Welt,“ sagte sie leise, „einer Welt der Sage, auf Wiesen, wie man sie auf alten Gobelins sieht. Ist es nicht eine Szene aus den Ritterromanen: der Paladin und die Amazonen, die Lanzen über der Schulter, Abenteuern und Gefahren entgegenrettend? Doch davon verstehst du nichts, Bestie meiner Seele. Nicht wahr?“

Der Torero zogte lächelnd seine blizenden, starken Zähne, während sie den Kopf an seine Schulter legte, leise erschauernd, wenn sein Atem ihren Nacken streifte.

So ritten sie schweigend weiter. Donja Sol schien zu schlafen. Plötzlich jedoch richtete sie sich auf.

„Sag, hast du noch nie einen Menschen getötet?“

Gallardo fuhr zurück, so ungestüm, daß er sich von ihr löste. Er? . . . Niemals. Er war ein braver Bursche, der seine Karriere verfolgt hatte, ohne irgendemand zu schaden. Einige Ohrfeigen bei erregten Auseinandersetzungen, ein Hieb mit einer Flasche in einem Café . . . Doch weiter nichts. Ein Menschenleben respektierte er immer, unbedingt.

„Also nicht einmal das Verlangen hast du gespürt, jemand zu töten! Und ich glaubte, daß die Toreros . . .“

Die Sonne verschwand. Die Wiesen verloren ihre phantastische Beleuchtung, der Fluß erlosch. Donja Sol sah die Landschaft dunkel und vulgär. Wortlos, ohne darauf zu achten, ob ihr der Matador folgte, gab sie ihrem Pferd die Sporen und galoppierte der fernnen Reiterschar nach.

In der Karwoche lehrte Gallardos Familie nach der Stadt zurück, denn am Ostermontag sollte der Espada in der großen Corrida auftreten — zum ersten Male, seit er sie kannte, unter den Augen Donja Sols.

Dieser Gedanke steigerte noch seine ohnehin schon vorhandene Erregung. Die Plaza von Sevilla verursachte ihm stets eine gewisse Unruhe. Ob er in irgend-einer Arena Spaniens eine Niederlage erlitt, spielte eine geringe Rolle, da er sie ja für längere Zeit meiden konnte. Aber hier in seiner Heimat, wo seine größten Feinde und Feinde lauerten! . . .

In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag brachte man die Toros von den Weiden Tabladas nach den Corrales der Plaza, und um Mitternacht herrschte auf dem ganzen Wege ein Treiben wie an einem Jahrmarktstage. In den Villen wurde Klavier gespielt und getanzt, aus den Tavernen sang Gelächter, Gläserklirren und Gitarrengeklapper. Gegen ein Uhr trabte ein Meldereiter durch mit dem Befehl: „Lichter aus!“ Keiner Verstüngung der Obrigkeit hätte schneller Folge geleistet werden können. Sogar die Laternen erloschen. Häuser und Baumgruppen verschwammen zu düsterer Masse, am Himmel funkelten die Sterne, und von der

Erde erhob sich ein verhaltenes Summen, als schwarmten Tausende von Moskitos im Schatten. Endloses Warten, bis endlich fernes Gebimmel ertönte. Sie kamen!

Lauter lärmten die kupfernen Glocken der Leitstiere, der Boden erzitterte unter einem dröhrenden Galopp. Voran mit gesägter Lanze die Hirten, dann ein Trupp von Sportsleuten mit Donja Sol, bebend vor Aufregung über diese tolle Jagd, bei dem ein Fehltritt der Pferde, ein Sturz, nichts anderes bedeutete, als von den Hufen der rasenden Stiere zu Brei zertrampelt zu werden.

Wütend läuteten die Leitglocken; die hinter Zäunen und Hecken versteckten Zuschauer schluckten eine Wolke von Staub. Und wie ein Alpdrücken verschwand die wilde Herde, — formlose Ungeheuer der Nacht — verschwand das fürchterliche Brüllen und Schnausen, verstummte das aufreizende Geschrei der Gauchos und Pikenreiter, die den Zug schlossen.

Juan Gallardo erhob sich schon frühzeitig am nächsten Morgen. Er hatte eine schlechte Nacht hinter sich.

Nur keine Corridas in Sevilla! In anderen Städten lebte er wie ein Junggeselle und legte die Kampfracht in einem gleichgültigen Hotelzimmer an, wo ihn nichts an seine Familie erinnerte. Aber hier in seinem eigenen Schlafzimmer sah er auf Schritt und Tritt irgendetwas, das Carmen gehörte. Und dann dieser entsetzliche Moment, wenn er, den Galamantel über der Schulter, zu dem stillen Patio hinunterstieg. Seine Schwester zog ihn mit einem Gesicht, als lage sie im Sterben. Die Mutter hatte sich im entferntesten Zimmer versteckt, weil sein Anblick ihr unerträglich war. Und Carmen, bleich, mit zusammengepreßten Lippen und zufgenden Lidern, gab sich den Anschein der Heiterkeit, bis sie plötzlich das Taschentuch an die Augen führte und die Mädchen zuspringen mußten, ehe sie umsank. Selbst der Eld Tampeador, den Gallardos Schwager stets im Munde führte, würde dabei die Nerven verloren haben.

„Verflucht!“ lagte der Matador grimmig, „das ganze Gold der Welt brächte mich nicht auf die Plaza von Sevilla, wenn nicht schamlose Gefallen sofort behaupten würden, ich fürchtete das Publikum meiner Vaterstadt.“

Eine Zigarre im Mund, spazierte er durch sein Haus, reckte die sehnigen Arme, trank ein Glas Wein und begrüßte seine Mutter, die es sich trotz ihrer Jahre und Körperfülle nicht nehmen ließ, selbst für den Sohn zu kochen.

Von der Küche schritt er weiter in den Patio. Singvögel in vergoldeten Bauern zwitscherten vergnügt, und die Sonnenstrahlen spielten auf den Becken des Springbrunnens, in dem kleine Perlen hochstiegen — Lufthaßchen aus den runden Mündern der Goldfische.

Eine schwarzgekleidete Frau kniete, den Wassereimer neben sich, auf dem Boden und wusch die Marmorfliesen ab.

„Guten Morgen, Senjo Juan,“ grüßte sie mit der zärtlichen Familiärität, die jeder populäre Held einsloht, und blickte bewundernd zu ihm auf.

Doch der Senjo Juan antwortete nicht. Erregt rannte er zur Küche zurück.

„Aber Mütterchen, wer ist diese Einäugige, die den Patio schenkt?“

„Wer soll es sein, mein Kind! ... Eine arme Witwe. Eins unserer Mädchen ist frank, und da ließ ich dieses unglückliche Geschöpf ruhen, das einen Haufen Kinder ernähren muß.“

„Verdammt! Toros in Sevilla, und der erste Mensch, der mir begegnet ... Einäugig! Kann es ein schlechteres Omen geben? Habt Ihr es auf meinen Tod abgesehen?“

Bestürzt über seine düstere Prophezeiung und seinen Anger, versuchte das arme Mütterchen sich zu rechtsetzen.

„Daran habe ich wirklich nicht gedacht. Mir tat die arme Frau leid. Sie wollte gern eure Peseta für

ihre Kleinen verdienen. Kann man Gott nicht so am besten dafür danken, daß er uns vor ähnlichen Elend bewahrt hat?“

Die Erinnerung an die früheren Entbehrungen stimmten Gallardo duldsam.

„Gut, sie soll bleiben. Und mir mag's gehen, wie Gott will.“

Den Patio beinahe rückwärts durchschreitend, um dem verhängnisvollen Auge zu entgehen, flüchtete der Matador in sein Arbeitszimmer.

Die weißen, bis in Mannshöhe getüfelten Wände schmückten auf buntfarbiger Seide gedruckte Programme von Gala-Stiergeschichten. Diplome von Wohltätigkeitsgesellschaften erinnerten an die Corridas, in denen Gallardo zum Besten der Armen gekämpft hatte, und unzählige Bildnisse, die den Diestro zu Fuß, stehend, den Kampfmantel handhabend oder mit dem Degen zustoßend, darstellten, zeugten von dem Eifer, den die Zeitungen darauf verwandten, alle Stellungen des berühmten Matadors wiederzugeben. Über der Tür hing ein Gemälde von Carmen, deren schwarze Augen durch die weiße Spitzmantille noch mehr hervorgehoben wurden, während an der gegenüberliegenden Wand, über dem Schreibtisch, ein ungeheurer Stierschädel mit Glasaugen und einem Büschel weißer Haare auf der Stirn den ganzen Raum zu präzidieren schien. Die riesigen Hörner, am Ansaß sternbeinfarbig, dann dunkler werdend, bis sie in tiefschwarze Spiken ausließen, standen so weit auseinander, daß Potaie, der Picador, behauptete, eine Amsel könnte auf der einen Spitze singen, ohne auf der anderen gehört zu werden.

Gallardo setzte sich an den eleganten, mit Bronzen bedeckten Tisch, der als einzige Unordnung den Staub mehrerer Tage aufwies. Das enorme, von zwei Pferden flankierte Schreibzeug war leer, den hübschen in Hundeköpfen endigenden Haltern fehlten die Federn. Der arme Mann brauchte nicht zu schreiben. Don José verfaßte alle Kontrakte und sonstigen Schriftstücke, unter die der Matador dann im Klub langsam seine formalisierte Unterschrift setzte.

(Fortsetzung folgt.)

Teestunde.

Von Anna Elisabet Weirauch.

Das Licht fiel durch sanfte seidene Schleier, koste zärtlich mit duftschweren Blüten in opalierenden Gläsern, die Teppiche, langhaarige Felle dämpften den Schritt, viele Kissen lockten in glühender Buntheit, fremdes Parfüm, unbestimbar, aufreizend, floß durch den Raum.

Mit einer Mischung von Entzücken und Grauen fühlte Heribert die Erfahrung dieser Stunde. Glückliche Freunde hatten ihr vor dieser Frau gewarnt. Brav Jungen sollten an ihr zugrunde gegangen sein. Man erzählte sich Märchen von der unheimlichen Macht, die sie über Männerherzen hatte. Heribert fand sie schön — und mehr als das: von einer Art der Bewegung, die nicht allein Eindruck auf ihn machte — die sich mit einem Gefühl schmerzlicher Lust in ihn einbrachte.

Seine Augen tranken ihren Reiz, wie ein Durstiger feurigen Wein trinkt der den Durst nur immer mehr entzündet. Wie der weiße Arm aus den Falten der matten grünen Seide wuchs, schlank und schön geformt, von duftendem Puder samlig überhaucht, leise umklirrt von goldenen Reifen! Er wedete das Begehren, den weißen Armel aufzustreifen und die zartgärderte Höhlung des Ellbogengelenks mit gierigen Lippen zu füßen ... Heriberts Blick pulsie in rascherem Rhythmus ...

Wenn sie den Kopf zurückbog, leuchtete ihr seines hellen Gesicht mit den übergroßen Augen wie mattes Silber aus den schwarzen Rahmen des üppigen Haars. Aber wenn sie sich neigte und das Licht auf die spiegelnden Wellen fiel, dann glänzten sie mahagonibraun.

„Wie schön Sie sind,“ sagte er halblaut, und in seinem Ton, der ruhig und sachlich war, schwang zum erstenmal eine andere Saite mit — eine tiefe, flingende.

Sie fuhr herum und starre ihn an, die grünlichen Augen weit geöffnet, wie in einem kindlichen Erstaunen.

„Nehmen Sie sich in acht,“ sagte sie in einem Ton, der mehr angewornt war als drohend. „Sie werden sich in mich verlieben, und das ist gegen die Abmachung!“

Er lachte leise und ließ seine breiten weißen ebenmäßigen Zähne aufblitzen.

„Wenn wir ehrlich sein wollten,“ sagte er, „so haben wir diese Abmachung nur getroffen, weil wir fühlten, daß wir sie übertrieben werden ... oder war es nicht so? Seien Sie ehrlich, Livia!“

Sie zog die goldgezähnten Hälften ein wenig weiter unter das
Dreieck zusammen, als fühlte sie.

Ein hochmütiger und etwas leidlicher Zug wußte ihr Brauen,
spannte den Bogen ihrer dunkelroten Lippen.

„Ich kann und könnte Ihre geheimen Wünschen nicht durch-
schauen, Heribert.“ erwiderte sie sündhaft, „ich kann aber, auch wenn
ich noch so ehrlich bin, in mir nichts entdecken, was dem zuspricht.
Ich kenne meine Unfähigkeit zur Freundschaft, und ich weiß, daß
ich eifrigst gehofft habe, in Ihnen den Mann zu finden, der
mir wirklich Freund sein kann, und dessen Freundschaft nicht nach
vier Wochen in Liebesroserei umschlägt.“

„Und warum . . . ?“ fragte er mit etwas Bitterkeit. „Warum,“
wollte er sagen, „warum empfangen Sie mich dann in diesem
Raum? Wenn Sie auf meine Freundschaft rechnen und vor
meiner Liebe zurückhauden, warum empfangen Sie mich dann
nicht in einem hellen, klaren, fühlen Zimmer, warum nicht in
einem herben, gradlinigen, dunklen Kleid, statt eingewickelt in
schimmernde Falten einer halbdurchsichtigen Seide, in Rissen ein-
gefummigt, von berauscheinenden Wohlgerüchen umstöter, von einem
vielsorgigen, gedämpften Licht umschmeckt, das die Falten um
Mund und Augen verschwinden läßt . . . warum das alles? Wenn
Sie nicht wollten, daß dies Spiel von Freundschaft in ein süßeres
Liebesspiel hinüberschwingt . . . ?“

Er hatte das alles sagen wollen, aber es erschien ihm mehr
als unhöflich — fast roh. Und da er nur sagte: „Und warum?“
fuhr sie mit bestigendem Auf:

„Weil ich darunter leide, daß jeder Mann mich begehrt! Weil
ich ein Gift an mir haben muß, das jedem Mann das Blut in den
Adern entzündet! Warum muß denn jeder Mann, mit dem ich
eine Stunde freundschaftlich verplaudere, mich ganz und allein
und für ewig besitzen wollen?“

„Ich habe noch nichts derartiges gesäuselt,“ sagte Heribert —
rahlig und sachlich, nach einem kaum hörbaren tieferen Atemzug.

„Gott sei Dank,“ sagte sie lächelnd. Aber in den Tiefen der
schönen leichtverschleierten Augen glomm ein böser Funke, „Sie
wissen ja auch, daß ich ein faible für Sie habe, weil Sie anders
sind als die meisten Männer . . . Sie sind kühl und blond und
gleichermaßen bis in Ihr innerstes Wesen. Sie werden niemals
Ihre Objektivität verlieren, niemals wird eine rote Blutmelle
Ihr wohltemperiertes Gehirn überschwemmen — das ist so ange-
nehm und erfrischend an Ihnen, Sie werden mein Freund blei-
ben . . . und werden nicht neue Verwicklungen und Katastrophen
in meinem Leben herausbeschworen . . . mein Leben ist eine Kette
von Verwicklungen und Katastrophen . . . wissen Sie, Heribert,
daß mit manchmal vor mir selber graut?“ Sie betrachtete mit
leisem Frösteln ihre schmalen weichen gepflegten Hände. „Ich
denke manchmal, meine Hände müssen von Blut trischen . . . ich
bin eine Mörderin, Heribert, eine vielsache Mörderin!“

„Ach!“ machte Heribert und bewahrte mit Mühe seine Lippen
vor einem ironischen Zucken, „wie interessant! Ich habe mir
immer gewünscht, einen Einblick in die Verbrecherseele tun zu
dürfen! Gesehen Sie ehrlich: haben Sie alte Weiber mit einem
Küchenbeil erschlagen, um sie zu beraubten?“

„Sie machen Scherze!“ In den dunklen Augen braunte ein
zorniger Vorwurf. „Mir ist durchaus nicht zum Scherzen zu-
mute . . . Sie wissen nicht, was ich durchgemacht habe . . . auch
wenn kein Staatsanwalt mich verfolgt und verhaftet . . . als ich
fünfzehn war, hat sich mein Vetter meinetrogen erschossen.
Er war siebzehn und das einzige Kind seiner Eltern. Als ich
mich verlobte, vergistete sich mein Jugendfreund mit Veronal, und
als ich ihn im Krankenhaus besuchte, wo er im Sterben lag, ver-
unglückte mein Verlobter mit dem Fliegenzeug — absichtlich! Der
junge Röder starb, weil sein Jagdgewehr im Wagen losging . . .
er schrieb mir drei Tage vorher, daß dieser unselige Zufall sich
ereignen würde . . . man sagt, daß Ihr Freund Robin sich erschoss,
weil er sein Vermögen verspielt hat . . . er hat wie ein Wah-
nsinniger gespielt, weil er der Welt gegenüber einen Vorwand
haben wollte . . .“

Heribert zuckte zusammen, als sie den Namen nannte.

„Sie sind lächeln, Ribadia,“ sagte er bitter, „daß Sie mir das
alles erzählen, wenn Sie Werl auf meine Gesellschaft legen.
Fürchten Sie nicht, daß Sie mich damit vertreiben könnten — für
immer vertrieben?“

Sie sah ihn mit flimmernden Augen an.

„Sind Sie feige?“ sagte sie leise, singend. „Von Ihnen Ihr
Leben so lieb?“

„Zeige?“ fragte er erstaunt, „um mein Leben besorgt?“ Er
lachte kurz und trocken auf: „Ah — so haben Sie das verstanden? Sie
denken, daß ich auch am Freitwillen diesen Weg gehen werde?
Nein, so war das nicht gemeint! Aber verzeihen Sie, wenn ich
die Wahrheit sage — Sie kennen die Psyche des Mannes nicht!
Ich kenne sie besser und ziehe bessere Schlüsse. Ein Mann macht
nicht seinem Leben ein Ende, weil ihm ein Engel versagt bleibt!
Ein Mann stirbt freiwillig, wenn der namenlose Ekel ihn über-
kommt, wenn er sich so dummkopf, so eueicht, so beju-
delt vor kommt, daß er das Gefühl des Schmuzes
nur in seinem strömenden Blut abwaschen kann
können glaubt, wenn er die verzweifelte Entdeckung macht,
daß er das Beste seiner Seele und seiner Kraft in einem Morat
genossen hat . . . er beging seine ausbrausende Festeigkeit und
Lustseligkeit eiskalt und höflich . . . und darum will ich lieber an-
nehmen, daß alle diese Leute, die Ihr überzartes Gewissen be-
lassen, Wallenkrebs oder Geldsorgen hatten . . . es ist keine He-
ilame für eine schöne Frau,“ sagte er begütigend, mit einem ganz

leichten Schmunzeln, als er die Empörung sah, die ihre Züge ent-
stellte, „wahrhaftig keine Heilame, gesunden und ehrenhaften jun-
gen Männern einen so abgrundigen Ekel vor dem Leben einzu-
führen!“

Die Rakete als Motor.

Vom Spitzensprung zur Kreismaschine. — Schiebaumwolle und
Kohlgas als Treibmittel. — 2450 bis 4430 Meter Sekun-
den Anfangsgeschwindigkeit — 500 km über der Erdober-
fläche. — Das Raketenflugzeug. — In 1½ Stunden von
Berlin nach New York. — Auf dem Wege zum Weltraumschiff.

Am 4. Mai erfolgte auf der Berliner Ausstellung die erste
öffentliche Fahrt des Opelschen Raketenwagens. Berliner, mit
Raketenmaschinen über die bisher von Registrierballons erreichten
höchsten Höhen (26 km) hinauszutunnen, werden folgen. Damit
tritt die Rakete, die wir bisher nur als Spielerei kannten, mit einem Schlag in
die Reihe der Kraftmaschinen. Die Idee zu solcher Verwertung
ist Max Valier, der als der geistige Vater des Opelschen Ra-
ketenwagens zu gelten hat, aus der Beschäftigung mit dem Pro-
blem der Raumfahrt gekommen. Wie er in einem außer-
ordentlich interessanten, durch Abbildungen vorzüglich erläuterten
Artikel „Das Raketenfenschiff“ in der von Paul Keller
herausgegebenen schönen Monatschrift „Die Bergstadt“ aus-
führt, ist unsern heutigen Luftfahrzeugen eine natürliche Grenze
dadurch gezogen, daß sie der umgebenden Luft als tragendes, der
motorischen Kraft eines Angriffspunkts bietendes und den zur
Brennung der Treibstoffe notwendigen Sauerstoff spendendes
Mittel bedürfen. Wie werden wir daher mit Raumschiffen höher
als 10—12 km, wie mit Propellerflugzeugen höher als 12—15 km
ökonomisch fliegen können. Wenn wir noch wesentlich größere
Höhen erreichen wollen, um dort oben jene ungeheuren, nach Da-
rden Stundenkilometern zählenden Fahrtgeschwindigkeiten zu
verwirklichen, dann müssen wir ein Motorenprinzip anwenden, das
von der Dichte und Zusammensetzung der umgebenden Luft völlig
unabhängig ist: das Rückstoßgesetz der Rakete.

Um die Bewegungsweise einer Rakete zu verstehen und ihre
Fähigkeit zu begreifen, auch ohne äußeren Südpunkt im luft-
leeren Raum zu steigen, denkt man sich zunächst am besten einen
Schraubendampfer, der still in ruhigem Wasser liegt. Nun be-
gibt sich die Schiffsschraube zu arbeiten. Ein strudelnder Wasserk-
strom quillt unten herauf und ergiebt sich nach rückwärts, wäh-
rend das Schiff sich nach vorwärts in Bewegung setzt. Daselbe
gilt auch für den Start eines Flugzeuges, nur daß hier die
Schraubenflügel in Luft statt in Wasser greifen.

Genau so arbeitet auch die Rakete, bloß mit dem Unterschied,
daß sie nicht die Masse des umgebenden Mittels ergreift und zu-
rückstoßt, sondern aus sich selbst heraus einen Gas-
strom ausspülkt, der uns als der bekannte Feuerschweif er-
scheint. Gerade dadurch wird die Rakete von der umgebenden
Luft unabhängig und kann auch im luftleeren Raum starten,
wenn sie stützt sich auch dann nicht auf die Erdentlast, wenn sie in
dieser aufliegt, sondern stößt sich in Wahrheit stets nur von
ihrem eigenen Feuerschweif ab. Die Rückstoßkraft der
Rakete ist von dem Treibmittel, das Verwendung findet, abhängig.
Mit Schiebaumwolle würde sich eine Triebkraft von 2450 Meter
in der Sekunde erreichen lassen. Gelingt es, die Explosionen des
Kohlgases, unseres stürmischen Explosionsstoffes, so weit zu handigen,
daß sie zum Betrieb einer Raketenmaschine dienen können, so wird
es möglich sein, die Triebkraft auf 4430 Meter in der Sekunde zu
steigern und trotz Luftwiderstand und Erdschwere Höhen von
500 km über der Erdoberfläche zu erreichen. Raketen dieser Art,
mit selbstregistrierenden Instrumenten ausgerüstet, würden der
Wissenschaft die Möglichkeit geben, endlich Klarheit über die Zu-
sammensetzung der höchsten Luftschichten zu erlangen.

Nach Valiers Überzeugung werden sich mit Hilfe solcher Ma-
schinen Flugfische konstruieren lassen, die im Hande wären, die Fahrt
von Berlin nach New York in 1½ Stunden zurückzulegen, wobei
der größte Teil der Fahrt in einer Höhe von 50 km erfolgen
würde. Er denkt sich die Entwicklung des Raketenmotors so, daß
man zunächst versucht, Registrieruhren zu konstruieren, die In-
strumente von wenigen Kilogramm Gewicht viele Sekunden von Millo-
metern hoch zu tragen vermögen und daß man die Leistung dann
allmählich steigert, bis schließlich der leere Weltraum, ja selbst
der Mond erreicht wird, was mit etwa 12 000 Meter-Sekunden
idealem Antrieb möglich wäre. Dann wird man schrittweise
die mitzunehmende Last zu vergrößern trachten und so zu Raketen-
typen kommen, die zur Minutabreise von Fluggästen geeignet sind.
Dann wäre die Menschheit so weit, daß sie die Welt ins All wagen
 könnte, ein Problem, das unsere Zeit auf das lebhafte befas-
 tet. Wie eine solche Raumfahrt nach Valiers Ideen vor sich gehen
 würde, hat W. Gaßl, von Valier sachverständig beraten, in seinen
 beiden Romanen „Der Schuß ins All“ und „Der Stein vom
 Mond“ (Bergstädter Verlag, Breslau) geschildert.

Mögen diese fernsten Perspektiven heute noch so utopisch an-
muten, nachdem der erste Start einer durch Raketenkraft getriebe-
nen Maschine erfolgt und damit erwiesen worden ist, daß diese Art
 von Fahrt technisch ausführbar und für einen Menschen möglich
 ist, wird alles Weitere von selbst kommen, wie nach den ersten
 Luftsprüngen der Brüder Wright die Entwicklung des gegen-
 wärtigen Propellerflugzeuges gekommen ist.

Wahl-Anekdoten.

Ein Fräulein aus Pankow kam ins Wahllokal, nahm Stimmzettel und Umschlag in Empfang und verschwand in der Zelle. Es verging einige Zeit, und das Fräulein war immer noch nicht aus der Zelle herausgekommen. Eine Menge neuer Wähler hatte bereits bereit. Man hörte schon dieser Leute ungeduldiges und unwilliges Gemurmel. Jene junge Dame aber war und blieb in der Zelle verschwunden. Endlich riss einer der Wahlhelfer die Zelle auf. Er wollte gerade den Sachen auf den Grund gehen, da erkannte aus der Zelle von den Lippen jenes Fräuleins der Ruf: "Wann kann ich denn nu eigentlich rauskommen?"

Nach einer Wahl wurde eine Frau gefragt, wen sie denn gewählt habe. "Ach, das weiß ich nicht," sagte sie, "aber gebrauchen könnte der's! Alle, die mit ihren Betteln vor der Tür des Wahllokals standen, hatten einen Mantel an, aber der, den ich gewählt habe, hatte keinen. Er war schon ganz blaumgefroren; ja, und da konnte ich denn schon aus Gründer der Menschlichkeit nicht anders, als seinen Bettel nehmen!"

In einem Wahlkreise Hessens kämpfen zwei Gegner schon monatelang vorher erbittert um den Sieg. Da vernahm der eine mit Freuden etwas Schreckliches von seinem Gegner. Und er seufzte tief: "Flugs hin und ließ ein Blatt drücken." "Bauern Hessen," so hieß es in diesem Pamphlet, "wüßt Ihr nicht, daß euer Kandidat, der Böckel, sechzehn unheiliche Kinder hat? So einen wollt Ihr unsre Stimme geben?"

Humor bewies ein Wähler, der beim Volksentscheid über die Fleischabfindung in Metzlich bei Ostrik i. Sa. an die Urne ging. Er legte statt des Stimmzettels drei Milliarde Scheine von anno dazumal in den Wahlurnenschlag und schrieb auf einen Zettel: "Ich bezahle den Dreck alleine!"

Der Politiker wurde bei seiner Wahlrede beständig durch Zwischenrufe eines Zuhörers unterbrochen, der in seine Rede hinein: "Lauter!" "Deutlich sprechen!" rief. Indem er sein Auge auf den Störenfried richtete, sagte der Kandidat ruhig: "Ich denke nicht daran, meine Stimme zu erheben, denn ich glaube, die Ohren des Herrn, der mich unterrichtet, sind lang genug, um mich zu verstehen."

Frau Schmidbile, deren Mann zu ihrem ständigen Herger ein Freund eines guten Tropfens ist, wurde gefragt, warum sie gerade den Zentrumsabgeordneten gewählt habe, da sie doch Freigeist sei.

"Och Gott," sagte sie, "er macht einen so vertrauenerweckenden Eindruck, denn er hatte in der Wahlversammlung damals ein Glas Milch vor sich stehen."

Stibblüten aus Wahlreden.

Der Wirtschaftler: "... die Frauen nehmen in der Produktion immer mehr an Umfang zu."

Der Opponent: "... mein Vorredner hat doch nur blutleeren Hase verzapft."

Zwischenruf: "Das passt wie die Faust auf den Elmer."

Aus aller Welt.

54 Millionen Zentner Milch. Die Schweiz mit ihren an den Bergdörfern sich weit ausdehnenden saftigen Weihen besitzt in ihrem Viehbestande ein gewaltiges Vermögen. Nach der letzten Viehzählung gab es dort 873 293 Kühe. Diese brachten im Jahre 1926 rund 54 Millionen Zentner Milch. Diese Milchmenge zusammengetragen, ergäbe einen See von rund 3 Millionen Kubikmeter Inhalt. Ihr Wert beträgt ungefähr 650 Millionen Franken (520 000 000 Mark). Rund 37 Millionen Zentner dieser Milch kommen aus den Betrieben der Milchproduzenten in den Verkehr, und davon werden 14 Millionen Zentner als Trinkmilch verkauft, und der größere Rest wird zu Käse und Butter verarbeitet.

Worauf beruht der Duft der Erdscholle? Wohl jeder liebt den kräftig-frischen Duft, den im ersten Frühjahr die frisch gepflügte Ackererde ausströmt; aber nur wenige wissen, wie dieser Geruch eigentlich zustande kommt. Der charakteristische Duft, der besonders nach Regen auftritt, wird nämlich durch einen in der Erde enthaltenen Strahelpilz (*Actinomyces odorifer*), erzeugt, aus dessen Kulturen man den Fleischstoff in Gestalt feinstcr Artställe entnehmen kann. Sind im Ackerboden die Nährstoffe enthalten, die der Pilz braucht, wie etwa Reste von Gräsern, Stroh oder Blättern u. dgl., so tritt auch der Pilz auf, und damit entsteht gleichzeitig der Geruch nach "frischer Erde". Es ist gelungen, den Pilz auch auf künstlichen Nährböden zu züchten, so daß man den Duft der Aderscholle auch im chemischen Laboratorium erzeugen kann.

Mäuseltiere auf der Straße. Bei dem Transport der für eine Zirkusvorstellung bestimmten Tiere in Decamp brachen ein Leopard und drei Panther aus dem auf einem Lastautomobil untergebrachten Käfig aus und durchstachen die Straßen der Stadt. Es entstand eine entsetzliche Panik. Erst einer regelrechten Treibfahrt, die von der Polizei veranlaßt wurde, gelang es, die Tiere wiederzustreden. Ein 18jähriges Mädchen war von einem der Tiere verletzt worden.

Zum Kopfzerbrechen.

Diamantausgabe.

Um Stelle der Punkte setze man die Buchstaben a e e h h h i i k k k n n o o r r s i t t t u derart ein, daß in den wagerechten Reihen Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1. Konsonant, 2. Farbe, 3. Gartengerät, 4. eine durch Erdbeben schwer zerstörte Stadt, 5. Schreibflüssigkeit, 6. Figur aus dem Nibelungenlied, 7. Hauch.

Bei richtiger Lösung ist die senkrechte Mittellinie gleich der mittlersten Wagerechten.

K. Pl.

Silbenrätsel.

a — ath — bor — breis — dor — do — do — douc —
e — s — eis — en — er — ga — gau — go —
holm — hi — i — ka — ki — la — la — lan —
lauf — lauf — ll — li — mann — me — met —
mi — mi — na — nat — ne — ue — ner — ney —
nor — ux — o — o — o — pa — pitz —
pom — ra — ra — el — el — rund — sa — si —
sto — ta — ter — tor — to — vi — zi

Aus diesen 32 Silben sind 21 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten und vierter Buchstabe von unten nach oben gelesen, ein wissenschaftliches Unternehmen bezeichnen. Beim ersten Wort gilt auch der fünfte Buchstabe.

1. Britische Person.
2. Wintersport.
3. Japanische Hafenstadt.
4. Muße.
5. Berühmter Küstenstrich bei Genua.
6. Erdteil.
7. Christbaumschmuck.
8. Nordseebad.
9. Deutscher Dichter.
10. Badische Landschaft.
11. Oper von W. A. Mozart.
12. Walzerkomponist.
13. Sonntag.
14. Süditalienische Insel.
15. Schlangenart.
16. Verwandter.
17. Turnübung.
18. Hunderasse.
19. Handtasche.
20. Halbedelstein.
21. Beleuchtungsgegenstand.

Rösselsprung.

braut	aus	hof	in	ne	ob	heit	dort
vater		hof	ne	volkst	springe		nach
ag	wenn	glück				gen	bis
ver-	an	reichen	über	and-	der	fest	mie-
und	nach	welt				geln	et
bla-		gen	re	die	matt		sp-
ew-	voll	re	und	re	rath	ane	ne

Gefährlich und süßlich.

"Eins" ist ein arger Räuber
In Hof und Wald und Feld,
Von dem wohl ganz besonders
Sein Feix und "Zwei" gefällt. —
Ein Werkzeug wird gefunden,
Wenn "Eins" mit "Zwei" verbunden.

Bsp.

Als Verlobte empfehlen sich:

Ella Pikert

Ems

Karl Pleite

Ems

Den künstlerischen Beruf des Herrn Pleite kann man erfahren, wenn man die Buchstaben seiner Adresse oder auch die der Adresse seiner Braut entsprechend umordnet.

D. S.

Auslösung Nr. 18.

Kreuzworträtsel: Wagericht: 1. Ulte. 5. Ulze. 9. Nordsee. 11. März. 13. Torte. 15. Eich. 17. Uri. 18. Mot. 19. Hof. 21. Cham. 22. Stubel. 23. Ap. 25. Tee. 26. Bau. 28. Mit. 29. and. 30. Maler. 33. Ratte. 35. Blaudukt. 38. Nest. 37. Etak. Senkrecht: 2. Anchet. 8. Lor. 4. Erz. 6. Ult. 8. Leo. 7. Geruch. 8. Amen. 10. Neim. 12. Aloisian. 14. Krakant. 18. Hobel. 19. Gut. 20. Tee. 28. Amme. 24. Salve. 26. Battu. 27. Idet. 31. Eis. 32. Mat. 33. Rue. 34. Ult.

Vilserrätsel: Ist die Musik von echtem Klang, so Klingt die Seelz mit.

Silbenrätsel: Gustav Freitag, "Die Journalisten", 1. Gewitter. 2. Uhde. 3. Sonja. 4. Theobald. 5. Absinth. 6. Bierzehr. 7. Flunder. 8. Albal. 9. Gialeben. 10. Apollon. 11. Thunfischba. 12. Agathe. 18. Griechenland. 14. Dorotodeschen.

Buchstabenrätsel: Wieland Zimmermann Lessing Lenau Ibsen Aristo Mörike Simrock Hölderlin Andersen Klopstock Eichendorff Schiller Blaiken Emerson Auerbach Roquette Eschenbach — William Shakespeare (geb. am 23. 4. 1564, gest. am 23. 4. 1616).

Blattfältig: Versetzt.

Verantwortlich: Hauptchriftleiter Robert Styra, Poznań.